

Ranft Ruf

Bemerkungen zur Aufführung von Simon Jenny

Zwar weiss man: Es ist nur ein Theater, die Personen, die da vor uns agieren, sind nur Schauspieler, für die nötigen Verfremdungseffekte ist gesorgt, das Kühne der Anlage ist einem von Anfang an bewusst: Personen, deren Lebensspanne einige Jahrhunderte auseinanderliegen, begegnen einander, auch im Gespräch, Unmögliches wird sichtbar gemacht – man ist ergriffen.

Das Stück beginnt mit dem Sterben des Bruder Klaus und endet an seinem Grab, es stellt den Kampf des Klaus von Flüe um seine Berufung dar, und den Kampf seiner Gattin Dorothea, diese anzunehmen, nicht, weil sie versteht, sondern weil sie ihr Unverständnis akzeptiert. Beide gereifte Personen. Dem historischen Ehepaar stehen zwei moderne Menschen gegenüber, ein junger Intellektueller, der sich mit dem Thema Niklaus von Flüe auseinandersetzt, und eine junge Journalistin, die den Auftrag angenommen hat, etwas über ihn zu schreiben. Die junge Frau scheint in ihrem Leben noch nie etwas wirklich ernst genommen zu haben, die Aufgabe erscheint ihr bald einmal zu gross. Der junge Mann hat als strebsamer Wissenschaftler das Leben vielleicht noch nie so richtig ernst genommen, sein Thema füllt die Leerstelle wenigstens anfangs vollständig aus.

Die Konfrontation mit den historischen Gestalten greift in das Leben der beiden Jungen: An den Alten ist nichts zu ändern, ihr Leben ist gelaufen in den Bahnen, die ihnen nicht vorgezeichnet wurden, die sie vielmehr in ernsthafter Auseinandersetzung mit ihren geistlichen Vorgaben gefunden haben und jetzt nicht mehr geändert werden können. Trotz der betonten Bescheidenheit der Dorothee wirken die Figuren monumental, aber doch nahe und glaubwürdig.

Vor ihnen erscheinen die Modernen wie Blätter im Herbstwind. Weder gibt das fundierte Wissen dem Intellektuellen den nötigen Halt – er ist den Launen und Anforderungen der Journalistin ziemlich wehrlos ausgesetzt – noch weiss die Journalistin, was sie wirklich will – man hat den Eindruck, das sei so, weil sie sich am äusseren Erfolg zu messen scheint, ohne das zu verstehen. Es ist nicht einfach alt und neu, die sich hier begegnen, sondern der geistbestimmte Mensch (den es heute noch gibt) und der Alltagsmensch, wie es ihn früher, in gefestigteren Zeiten, vielleicht noch nicht ganz so gegeben hat. So legt uns Autor Simon Jenny dar, wie das Alte das Moderne lehren kann. Er stellt aber auch das moderne Spiel Mann-Frau dar, einsichtig und überzeugend.

Dabei verzichtet er auf jegliche Theorie. Auf die Frage «Was ist eine Vision?» versucht der Intellektuelle gar nicht erst mit Erklärungen einzugehen, er führt die Frau einfach in die Gegenwart des Einsiedlers. Nichts wird theoretisch abgehandelt, alles wird gezeigt. Das ist der Effekt des kühnen Griffs, Vergangenheit und Gegenwart gleichzeitig auf die Bühne zu bringen. Ein meisterhaftes Stück meisterlich umgesetzt. Die vier Rollen hätten nicht besser besetzt werden können.

Die Aufführung hat sich auch durch das «Bühnenbild» und die Lichtführung hervorgetan. Das denkbar einfache Bühnenbild erlaubte, den Hintergrund wechselnd zwischen blau und rot anzustrahlen und immer wieder das Meditationssymbol des Bruder Klaus in den goldenen Mittelstreifen zu projizieren.

Die Beleuchtung der Spielenden schuf eine zusätzliche Dimension: Da, wo die sie beisammenstanden, waren sie sich im Schattenbild immer wieder ganz nahe. Die vier Sänger wurden auch entweder von rechts oder links angestrahlt, so dass sie einer Saalhälfte fast schwarz/unsichtbar erschienen.

Ihr Auftritt am Schluss, mit dem ergreifenden Abendlied von Josef Rheinberger, hätte bei dem, ihrem Gesang und dem Schluss zusätzliches Gewicht geben können.

Ja: Mit der Zeit stellt sich dem Zuschauer die Frage, wie kommt der Autor nun zu einem Schluss, wie löst er die (nicht den) Knoten, die er geschürzt hat?

Ab durch die Mitte: Der Schluss ist überraschend und genial, genau in der Mitte zwischen Bestimmtheit und Offenheit. Die Journalistin will etwas fragen, Klaus will antworten und streckt die Hand zu ihr aus – sie bleibt stumm, und er bemerkt: «Wir werden uns noch öfter begegnen.» Damit geht er ab. Als der Intellektuelle sie fragt, was sie denn hätte fragen wollen, gibt sie an, sie hätte wissen wollen, was er in Stans der Tagsatzung gesagt habe ... etwas, das in jedem Schulbuch steht.

Darauf kommt die Grablegung (dargestellt mit der Ausbreitung eines Spitzentuchs) und das Abendlied.

Ergriffen hat das Publikum geschwiegen, bis jemand doch fand, es müsse jetzt geklatscht und damit der Weg in den Alltag gebahnt werden. Künstler lieben den Applaus, wie man mir sagt. Stille wäre ein grösserer gewesen.

Schön, dass ein reformierter Pfarrer dieses Stück geschrieben, vertont und umgesetzt hat. Rund 170 Jahre vor ihm hat Jeremias Gotthelf einen verständnisvollen Text über den Heiligen verfasst, auch er ein reformierter Pfarrer.

Robert R.

22. Oktober 2017